

hlz: *Herr Schneider, ganz unabhängig von der Flüchtlingssituation sprechen Sie von einer demographischen Revolution, die bei uns stattfindet. Was meinen Sie damit?*

Jens Schneider: Wir meinen damit den Weg in Richtung auf sogenannte *Majority minority-Cities*, ein Begriff, der in Amerika geprägt worden ist: also Städte, die eben keine klassische Mehrheitsgesellschaft in dem Sinne mehr haben, in die hinein sich Migrantinnen und Migranten integrieren können. In New York sind das die *WASPs* (*White Angle Saxon Protestants*), in London die *British Whites*; also die Gruppen, die tatsächlich lange eine numerische Mehrheit waren, aber so eine Stadt dann auch regieren oder in allen wichtigen Schlüsselpositionen zu finden sind. Und diese Gruppen geraten überall auf der Welt, wo Einwanderung schon länger

stattfindet, immer mehr in eine numerische Minderheitenposition. Das Interessante dabei ist aber, dass jetzt nicht eine neue Mehrheit kommt, also dass zum Beispiel New York morgen von den Hispanics regiert wird, sondern dass es ein Diversifizierungsprozess ist, der inzwischen im angelsächsischen Raum als *„super-diversity“* bezeichnet wird: Eine zunehmende Ausdifferenzierung also, so dass die Stadt der nahen Zukunft oder, wenn wir uns Amsterdam, New York, London angucken, die Stadt der Gegenwart aus einer stets zunehmenden Vielfalt von ethnischen Minderheiten besteht. Wobei *„ethnisch“* jetzt so ein bisschen in Gänsefüßchen steht, weil sich noch alles miteinander verschränkt. *„Türken“*, *„Afghanen“*, diese Zuordnungen werden an Bedeutung verlieren, weil es immer mehr junge Leute gibt, die sich nicht so einfach mehr zuordnen lassen, weil sie zum Beispiel dann eben einen türkischen Vater und eine afghanische Mutter, einen polnischen Vater und eine deutsche Mutter haben usw.

hlz: *Das klingt alles so ein bisschen wie das doch eher diskreditierte „Multikulti“ der 1980/90-er Jahre. Was ist jetzt anders?*

Jens Schneider: Der Multikulturalismus hat zum einen nicht gesehen, dass sich die *„ethnische“* Vielfalt so geradezu explosionsartig verstärken wird und stellte sich die Gesellschaft weitgehend als ein Nebeneinander einer doch überschaubaren Vielfalt an *„Ethnien“* und Religionen vor. Da passen schon mal all die bi- und sonst wie mehrfach-kulturellen Individuen nicht rein. Zum anderen fehlt die Bedeutung ganz anderer Zuordnungen, die aber quer liegen zum ethnischen Mix: natürlich sozusagen die *„Klassiker“* wie sexuelle Orientierung oder Schichtzugehörigkeit, aber auch, ob erste

So werden w

Hamburg wird eine *„mehrheitl...“* der die Deutschen eine Ethnie und nicht mehr die Mehrheit s...
Migrationsforscher Jens Schne

Generation oder schon hier geboren, der Aufenthaltsstatus oder subkulturelle Präferenzen. Als es bei der Gay Pride-Parade 2012 in Amsterdam ein *„türkisches Boot“* gab mit lauter Schwulen und Lesben in T-Shirts in den türkischen Nationalfarben, hat das eine Menge Leute zutiefst irritiert – von homophoben *„Türken“* bis zu Teilen der Schwulenszene, die das *„nationalistisch“* fanden. Der interessante Effekt der Superdiversifizierung ist ja, dass die Kategorisierungen insgesamt an Bedeutung verlieren, weil sie nur noch in bestimmten Situationen und Kontexten relevant sind. Das meinen wir mit *„Generation Mix“*: junge Leute, die in superdiversen Stadtteilen und Schulen groß werden und für die das Motto *„Gleichheit in Differenz“* so banal wie selbstverständlich ist. Wir können diese Gruppe empirisch nachweisen.

hlz: *Was haben uns denn Städte wie New York, London oder Amsterdam voraus?*

Jens Schneider: Ja, das ist zunächst einmal eine statistische Gegebenheit: In 2013 hat das Statistikbüro von Amsterdam verkündet, dass die *„ethnischen Niederländer“* nur noch 48 Prozent der Stadtbevölkerung stellen. Im selben Jahr ergaben die neuesten Zensusdaten, dass die *„British Whites“* nur noch 45 Prozent der Londoner Bevölkerung stellen. Und auf ganz Amerika bezogen schrieb die *„Los Angeles Times“* Ende letzten Jahres: *„Diversity is the new majority“*. Also die Mehrheitsgesellschaft der Zukunft wird ethnisch-kul-

Jens Schneider ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien der Universität Osnabrück. Von 2005 bis 2010 koordinierte er zusammen mit Maurice Crul an der Universität van Amsterdam das Forschungsprojekt TIES*. Er beschäftigt sich seit vielen Jahren vor allem mit Fragen der nationalen und ethnischen Identität in unterschiedlichen Kontexten, einschließlich Lateinamerika.

**TIES ist eine internationale Studie in acht Ländern, die sich mit den Nachkommen von Migrant_innen aus der Türkei, dem ehemaligen Jugoslawien und Marokko befasst.*

wir leben

ich Minderheiten Stadt', in
unter anderen sein werden
stellen. Ein Interview mit dem
eider

turell-religiös vielfältig sein. Da sind uns New York, London und Amsterdam allerdings auch nicht Jahrzehnte voraus, weil dieser ‚ *tipping point* ‘ auch in vielen deutschen Städten schon erkennbar wird. Natürlich nicht auf Deutschland insgesamt bezogen – und auch Hamburg ist noch nicht so weit –, aber in Frankfurt beispielsweise dürfte der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund bei über 45 Prozent liegen, in Augsburg und Nürnberg knapp darunter. Also: es gibt schon eine ganze Reihe von deutschen Städten, die sich dem ‚ *tipping point* ‘ schnell nähern. Und wenn wir in die jüngeren Jahrgänge gucken, wird die Entwicklung noch deutlicher: Ich habe neulich mal für Augsburg nachgeguckt: dort haben über 60 Prozent der unter 18-Jährigen einen Migrationshintergrund.

hlz: *Aber betrachten wir Hamburg. Immerhin hat hier ja jedes zweite Schulkind einen Migrationshintergrund. Und wie wir wissen, sind diese nicht gleichmäßig über das Stadtgebiet verteilt. Was muss denn passieren, damit die nun scheinbar un- ausweichlich entstehende ‚multi- diverse Stadt‘ auch von der Mehrheitsgesellschaft als etwas Positives wahrgenommen oder besser angenommen wird?*

Jens Schneider: Ja, gut, unsere These oder unsere Vermutung ist, dass dies eine psychologische Herausforderung ist, weil es im Grunde einen Wahrnehmungs- und Paradigmenwechsel erfordert. So wie Integration im Moment diskutiert wird, heißt

es ja, dass ‚die‘ so schnell wie möglich so werden sollen wie ‚wir‘. Aber wie Nawid Kermani fragt: „Wer ist wir?“ Also wir sagen ja, dass Integration sowie- so in dieser pauschalschematischen Form gar nicht möglich ist. Also, man kann sich nicht in die Gesellschaft integrieren, weil die Gesellschaft kein Ganzes ist. Ich kann zum Beispiel obdachlos werden und auf der Platte unter der Lombardsbrücke liegen, das ist auch Integration, weil ich mich sozusagen in einen unbestreitbar dazugehörigen Teil der Gesellschaft integriert habe. Also: was Integration wohl meint, ist, sich zurecht zu finden und seinen Platz zu finden in den ‚sozialen Organisationen‘, die für Glück oder für Wohlstand oder für die Realisierung eines Lebens in dieser Gesellschaft notwendig sind. Nehmen wir das Beispiel Schule: Kindergarten und Schule sind ja die ersten zentralen sozialen Organisationen, mit denen ein Kind außerhalb der Familie in Berührung kommt und in denen es seinen Platz bzw. sich zurechtfinden muss. Das gilt natürlich für alle Kinder! Die Frage ist nun, wie diese Integration aussieht, wenn die Kindergartengruppe und die Schulklasse so vielfältig sind, wie das heute schon fast die Normalität ist. Für ein syrisches Kind, das auf hier geborene Kinder trifft, die sich hier auskennen und Deutsch sprechen, aber von denen einige auch Arabisch können, weil das ihre familiäre ‚Erstsprache‘ ist, stellt sich Integration anders dar als in monolingual deutschsprachigen Klassen, in denen möglicherweise sogar Mehrsprachigkeit vorrangig als Problem gesehen wird. Für die Integration in eine heutige multilinguale Klasse ist es vermutlich nützlich, ein bisschen Türkisch oder Dari zu können und über den Ramadan genauso viel zu wissen wie über Ostern – auch wenn das Kind aus einer monolingual deutschsprachigen Fami-

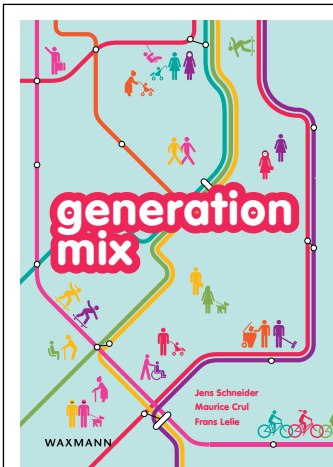
lie kommt und natürlich Deutsch die zentrale Umgangs- und Unterrichtssprache ist. Irgendwann wird diese Entwicklung auch in Othmarschen oder Rissen ankommen, aber es ist schon längst die Normalität in Wilhelmsburg oder Billstedt.

hlz: *Ja, aber wenn wir auf diese, wir nennen das ja oft sozial belastete, Stadtteile zu sprechen kommen, dann funktioniert das ja nicht so, wie es wünschenswert wäre. Das hat bei der zweiten Generation, also den Kindern der eigentlichen Einwanderer, nicht funktioniert und droht nun auch bei der dritten Generation zu scheitern.*

Jens Schneider: Es kommt darauf an, was hier mit ‚scheitern‘ oder ‚nicht funktionieren‘ genau gemeint ist. Das Zusammenleben gelingt doch in diesen Stadtteilen erstaunlich gut und auch die Identifikation mit dem jeweiligen Stadtteil ist sehr hoch. Aber Ihre Frage zielt ja auf zunehmend soziale Probleme. Gucken wir uns Wilhelmsburg an. Wir



„2013 hat das Statistikbüro von Amsterdam verkündet, dass die ‚ethnischen Niederländer‘ nur noch 48 Prozent der Stadtbevölkerung stellen.“ (Jens Schneider)



Schneider, Jens; Crul, Maurice; Lelie, Frans: generation mix. Die superdiverse Zukunft unserer Städte – und was wir daraus machen. 132 Seiten, farbige Abbildungen, 19,90 €. Waxmann Verlag, Münster/New York 2015

In den europäischen Städten vollzieht sich eine demographische Revolution. In Amsterdam, London und Brüssel ist es schon so weit, in Deutschland werden Frankfurt, Augsburg und Stuttgart als erste folgen: Es gibt in ihnen keine „Mehrheitsgesellschaft“ mehr. Gleichzeitig werden klare ethnische Zuordnungen immer schwieriger, Mehrdeutigkeiten und Mehrfach-Identitäten immer wichtiger. Der englische Fachbegriff dafür: Superdiversity.

Wir haben den Übergang zur „Einwanderungsgesellschaft“ zwar verbal, aber nicht mental vollzogen, dabei ist dies von zentraler Bedeutung: Was muss gegeben sein, damit die superdiverse Stadt als Gemeinwesen funktioniert und ein Fundament

hat, das gleichberechtigte Teilhabe und Freiheit ermöglicht? Was ist die gemeinsame Basis in einer Stadt, die nur aus Minderheiten besteht?

Ausgehend von der europäischen TIES-Studie zeigen die Autoren, dass wir genau jetzt an einer wichtigen Weggabelung stehen: Nur die Städte, die allen ihren Talenten einen gleichberechtigten Zugang zu Bildung, Jobs und Zugehörigkeit bieten, werden dabei erfolgreich sein.

Die Protagonisten des Gelingens sind diejenigen jungen Leute, die die neue urbane Wirklichkeit bereits leben. Die Generation Mix ist mehrsprachig und interkulturell, sie pflegt das kulturelle Erbe der Eltern und kreiert gleichzeitig die neue Stadtkultur.

hören von der Nelson-Mandela-Schule – wir haben dort diesen tragischen Fall gehabt letztes Jahr –, aber wir hören wenig vom Helmut-Schmidt-Gymnasium. Oder gucken wir uns das Gymnasium Altona oder das Gymnasium Allee an, das sind auch schon sehr diverse Schulen, von denen wir wenig hören, weil die funktionieren. Und die meisten Grundschulen sind inzwischen superdivers und funktionieren hervorragend. Also: es ist nicht der ethnische Hintergrund und auch nicht der ethnische Mix, der das Problem macht. Das Problem entsteht, wenn das überlagert wird von sozialen Problematiken, von Verwahrlosung oder von Ausgrenzung. Da haben wir dann auch eine neue Qualität im Verhältnis zum Beispiel der Situation, als es eben noch ‚nur‘ um Arbeiterkinder ging, die irgendwie integriert werden mussten. Soziale Aufstiege, Bildungsaufstiege für Arbeiterfamilien waren auch vor 50 oder 70 Jahren noch nicht vorgesehen. Also auch das war schwierig und ist bis heute schwierig. Deswe-

gen gibt es ja Projekte wie *ArbeiterKind.de* usw. Wenn jetzt diese sozialen Konfliktlagen aber noch auf Ethnisierungen oder Ausgrenzungen aufgrund der Hautfarbe oder der Religion stoßen, dann wird es natürlich kompliziert – vor allem für die Kinder, die ihr Gefühl von ‚hier zuhause sein‘ nicht überein bekommen mit der Erfahrung, immer wieder als ‚anders‘ und nicht als Teil des ‚wir‘ gesehen zu werden.

hlz: *Aber mir kommt das jetzt ein bisschen schönfärberisch vor, weil ja in Hinblick auf die größte migrantische Gruppe, der türkischen Community, deutlich mehr Schwierigkeiten existieren als mit vergleichbar anderen. Was hat die Politik da falsch gemacht?*

Jens Schneider: Ja, da ist der europäische Vergleich in der Tat sehr interessant. Wir haben bei der Gastarbeitermigration aus der Türkei ja beinahe ein ‚experimentelles Design‘, weil die erste Generation in den ganzen europäischen Länder ungefähr

zum gleichen Zeitpunkt aus sehr ähnlichen ländlichen Gebieten oder aus ähnlichen Vororten von Istanbul gekommen ist. Es gibt da ganz ähnliche Geschichten. Sehr viele in dieser Generation waren meist nicht mehr als sechs Jahre zur Schule gegangen und sind hierher gekommen, um in irgendwelchen niedrig qualifizierten Jobs zu arbeiten. Das ist für deren hier groß gewordene Kinder eine denkbar schlechte Ausgangssituation. Wenn wir diese Gruppe der Kinder, also der zweiten Generation, jetzt in verschiedenen europäischen Ländern vergleichen, dann sehen wir, dass es von denjenigen aus den beiden deutschen Städten, die wir untersucht haben, also Berlin und Frankfurt, nur fünf Prozent auf die Hochschule geschafft haben. Aus dieser gleichen Gruppe heraus sind aber in Amsterdam und Rotterdam 20 Prozent auf die Hochschule gekommen und in Stockholm und Paris sogar fast 30 Prozent. Und auch wenn das teilweise nicht vergleichbar ist, weil man in manchen Ländern auch Din-

ge studiert, die bei uns über das duale Ausbildungssystem abgedeckt sind, ist auch in Deutschland für die allermeisten gut dotierten Jobs ein Hochschulstudium nötig. Und da zeigen diese Zahlen, dass es im Bildungssystem möglich ist, die ungünstige familiäre Ausgangssituation weitgehend in den Hintergrund rücken zu lassen. Das zeigt sich auch am unteren Ende, also den zu niedrigen Bildungsabschlüssen, die jetzt gerade auch in der EU unter dem Begriff ‚Early School Leavers‘ groß diskutiert werden, wo also zwar der Erste oder Mittlere Schulabschluss vorliegen, es aber dann nicht weiterging. Hier liegt die Zahl in den deutschen Städten mit 33 Prozent sehr hoch. Das heißt, dass ein Drittel der Kinder von gering gebildeten Eltern aus der Türkei ohne ein ausreichendes Bildungsniveau in den Arbeits-

markt entlassen worden ist. Die gleiche Gruppe macht in Stockholm nur acht Prozent aus. In Deutschland schlägt das elterliche Bildungsniveau voll durch, aber sogar eher ‚weiche‘ Kriterien wie der Kontakt der Eltern zur Schule oder ob zuhause über Schule gesprochen wurde, sind signifikant. Auch diese Kriterien spielen in Schweden überhaupt keine statistische Rolle.

hlz: Das heißt, dass jemand *Bildungsverlierer_in* wird, hat doch weniger mit dem jeweiligen Bildungshintergrund der Eltern zu tun, als allgemein angenommen.

Jens Schneider: Genau bzw. es hat damit zu tun, aber nur, weil es im System und bei den institutionellen Faktoren so angelegt ist. Wir sprechen von ‚institutionellen Gegebenheiten‘: Das sind zum Teil Systemfragen – also



„Man kann sich nicht in die Gesellschaft integrieren, weil die Gesellschaft kein Ganzes ist.“

die sehr frühe Selektion im deutschen System, die Rigidität der Dreigliedrigkeit, die diese Kin-

GEW-Salon

Schule als Avantgarde

GENERATION MIX an vielen Schulen Realität – wie lebt sich das?

Was an vielen Hamburger Schulen bereits den Alltag prägt, dass herkunftsdeutsche Schüler_innen nicht mehr die Mehrheit repräsentieren, zeigt sich – auf die gesamte Gesellschaft bezogen - als unumkehrbarer Trend. *Majority minority-cities*, in denen verschiedene ethnische Minderheiten die Gemeinschaft prägen, gibt es bereits in verschiedenen Ländern. Amsterdam, Zürich, London oder New York haben längst den sogenannten ‚tipping-point‘ überschritten.

Über Erfahrungen, Folgen und Perspektiven eine **Gesprächsrunde** mit:

- dem Migrationsforscher **Dr. Jens Schneider** von der Uni Osnabrück, Mitautor des Buches ‚Generation Mix‘
- der Bürgerschaftsabgeordneten und schulpolitischen Sprecherin der GRÜNEN **Dr. Stefanie von Berg**

- dem Schüler **Morten Griese** aus der Oberstufe der Helmuth-Hübener-Stadteilschule in Winterhude
- dem Schüler **Simon Fager** aus der Oberstufe des Gymnasiums Allee in Altona
- dem Islamwissenschaftler **Nadim Gleitsmann**, Projektmitarbeiter bei verikom (u.a. für das Projekt „Dialog macht Schule“) und Sohn einer marokkanischen Mutter
- **Özlem Nas**, Mitglied im Integrationsbeirat der Stadt Hamburg und im Vorstand des Bündnisses der Islamischen Gemeinden in Norddeutschland; Gründungsmitglied vom „Aktionsbündnis muslimischer Frauen in Deutschland e.V.“
- **Resul Önal**: Sozialpädagoge an der Theodor-Haubach-Schule, Theatermacher, hat lange Gender-Projekte mit Sechst- und Achtklässler_innen in Altona-Altstadt gemacht

Moderation: *Joachim Geffers*, Redaktionsleiter *Hamburger Lehrzeitung (hlz)*

Donnerstag, 31. März um 19 Uhr, Curio-Haus

der ja noch voll erlebt haben und dass man da praktisch nicht hin und her konnte. Das geht aber runter bis in die Lehrer_innen-Schüler_innen-Interaktion. Es spielt schon auch eine Rolle, ob Kinder aus Arbeiter- und Migrantenfamilien ermutigt werden, auch höhere Bildung anzustreben oder entmutigt bzw. aktiv daran gehindert werden. Es macht einen Unterschied, ob Lehrer_innen Vorurteile haben und ob es Teil der Ausbildung war, mit Heterogenität im Klassenzimmer als Normalität umzugehen.

hlz: Sie meinen also, dass das Bewusstsein der Lehrer_innen in den besagten Ländern gegenüber diesen Fragen tatsächlich ein anderes war und ist?

Jens Schneider: Gut, das haben wir so direkt natürlich nicht gemessen, weil wir ja die Lehrer_innen nicht befragt haben. Es geht eher darum, was ‚institutionelle Normalität‘ ist. Zum Beispiel wenn wir Deutschland und die Niederlande vergleichen: Dort war die Selektivität nach der Grundschule erst sogar noch höher, weil die türkischen und marokkanischen Kinder

noch häufiger in das dortige Pendant zur Hauptschule geschickt wurden. Aber dadurch, dass es in Holland üblich ist, Abschlüsse zu „stapeln“ – so nennen die das –, ist es normal, dass Schüler_innen erst mal den Hauptschulabschluss und danach den Realschulabschluss und danach das Fachabitur machen, mit dem sie dann auf die Fachhochschule gehen können. Daraufhin wird auch beraten. In Deutschland ist das ja im Prinzip auch möglich, aber eben alles andere als selbstverständlich, es gibt keine ‚Kultur‘ dazu. Stattdessen versucht man immer, auch die Schüler_innen mit niedrigen Abschlüssen irgendwie in Ausbildung zu kriegen. Aber jemanden mit einem Ersten Schulabschluss in Ausbildung zu bringen, ist eben schwer. Die Vermittlungsquoten direkt von der Schule aus liegen, glaube ich, bei zwölf Prozent oder weniger und danach verschwinden viele aus dem Blickfeld der Schule. In Holland ist genau das anders: Wenn der erste Abschluss halbwegs vernünftig war, dann versucht man die zu halten und zum nächsten Abschluss zu bringen. Und das ist in der Summe eben deutlich erfolgreicher. Das macht im holländischen System

genau den Unterschied aus, wo dann am Ende eben doch etwa 30 Prozent auf einer Fachhochschule landen und ihren Ingenieur machen können. Eine solche Beratungspraxis ist keine Systemfrage. Es ist auch nicht eine Frage der Haltung, sondern eine Frage der Vermittlungskultur.

hlz: Also von den Ergebnissen scheinen wir weit entfernt zu sein von unseren der von Ihnen angesprochenen europäischen Nachbarn, ansonsten gibt es ja gerade auch bei uns ein ausdifferenziertes Beratungssystem, neuerdings extra eingerichtete so genannte Jugendberufsagenturen, über das versucht wird, den Anspruch: „Keiner soll verloren gehen“ einzulösen. Man kann nur hoffen, dass es dadurch gelingt, den jetzt erkennbaren Trend der Herausbildung – wie Sie es nennen – einer „ethnischen Unterklasse“ zu stoppen, sondern es stattdessen gelingt, dass – wie Sie sagen – eine in superdiversen Sinne Schicht „moderner Yuppies“ jenseits ethnischer Zuordnungen die Kultur der Zukunft prägen wird.

Jens Schneider: Genau, schon in den 1970er Jahren wurde vor einer „ethnischen Unterschicht“ der deutschen Sozialstruktur gewarnt. Wir wissen ja, dass die Sozialstruktur in Deutschland so stark ist, dass, wenn wir nichts daran tun, die sozialen Milieus dazu tendieren, sich zu reproduzieren. Das ändert sich aber sofort, wenn die Kinder eine gute Ausbildung bekommen und gutes Geld verdienen. Soziale Mobilität in Familien bedarf aber aktiver Chancen und kompensatorischer Maßnahmen. Eigentlich sind Einwanderer-Communities ja hoch motiviert, eigentlich wollen die ja den sozialen Aufstieg schaffen und legen sich die Eltern krumm, damit ihre Kinder das ‚Migrationsprojekt‘ sozusagen zu Ende führen. Dieser ‚Drive‘ ist in Ein-

abgründig

In 20 bis 30 Jahren wird es laut Studien von Migrationsforscher_innen in den deutschen Großstädten keine absoluten ethnischen Mehrheiten mehr geben. Vor dem Hintergrund dieser prognostizierten Entwicklung hatte die **Bürgerschaftsabgeordnete Stefanie von Berg** in einer Rede in der Bürgerschaft zur Beschulung von Flüchtlingen am 11.11.2015 aufgrund spürbarer Aufregung in den Reihen der AfD erwidert: „Und das ist gut so!“ Die AfD-Fraktion stellte diesen Ausspruch aus dem Zusammenhang gerissen ins Internet und verfälschte die Aussage über eine prognostizierte Entwicklung in einen „grünen Plan“. Von einem Shitstorm zu sprechen, der daraufhin international entbrannte über die Abgeordnete nieder ging und der sogar Donald Trump erreichte, ist verharmlosend. Es gab über die üblichen Beschimpfungen hinaus über Wochen eine Flut von Mord- und Vergewaltigungsdrohungen sowie Mail- und Telefonterror. Erst durch die Ereignisse in der Silvesternacht ebten die Bedrohungen ab. Die strafrechtlichen Ermittlungen laufen – bislang konnten alle Täter namentlich ermittelt werden. Ob es zu Verurteilungen kommt, wird sich zeigen. Die Chancen stehen jedoch recht gut.

wandererfamilien oft sehr viel stärker vorhanden als in deutschen Arbeiterfamilien. Wenn man das dann aber aktiv verhindert, bspw. dadurch, dass die Deutschkenntnisse eines Kindes, das erst seit Kurzem Deutsch gelernt hat, zum Argument gegen einen möglichen Übergang auf das Gymnasium werden – oder gar die Deutschkenntnisse der Mutter! –, dann ist da die Weiche schon falsch gestellt worden. Hinzu kommen leider wirklich nicht selten bewusste oder unbewusste Vorbehalte von Lehrer_innen. Wie anders ist es zu verstehen, wenn in unserem aktuellen Forschungsprojekt über ‚Bildungsaufsteiger‘ immer wieder berichtet wird, dass diese Aufsteiger_innen Sprüche zu hören bekommen haben wie „An unserem Gymnasium hat noch nie ein Türke Abitur gemacht und du wirst nicht der erste sein.“ oder „Was machen Sie denn hier, Sie nehmen ja einem deutschen Kind den Platz an diesem Gymnasium weg“ oder „Nee, nee, mach mal lieber Hauptschule und dann kommst du schon irgendwie klar. Sei nicht zu anspruchsvoll, nicht zu ambitioniert. Sieh zu, was dein Platz in dieser Gesellschaft ist.“ Das haben alles Leute zu hören bekommen, die später 1er Abitur gemacht haben, die dann an der Hochschule waren und heute Jurist_innen oder selber Lehrer_innen sind. Und all das hat eben dazu geführt, dass in Deutschland die intergenerationale Mobilität in den türkischen Familien deutlich niedriger ausgefallen ist und ganz viele Kinder aus diesen Arbeiterfamilien wieder Arbeiterfamilien gegründet haben, während wir in Amsterdam, Stockholm oder Zürich erkennen können, dass ein durchaus erklecklicher Anteil der Kinder aus türkischen Arbeiterfamilien heute ein Mittelschichtleben führen und damit auch ihren Kindern wiederum ein anderes Leben und andere Chancen ermöglichen

können als ihre Altersgenoss_innen der zweiten Generation in Berlin und Frankfurt.

hlz: *Bezieht sich das nur auf den Lebensstandard oder auch auf Einstellungen?*

Jens Schneider: Das ist der nächste interessante Punkt, weil sich über diese soziale Reproduktion auch bestimmte Werte und Normen reproduzieren. Also: in Deutschland sind die Kinder der türkischen Arbeiter tendenziell konservativer, religiöser, traditionalistischer eingestellt, sie heiraten lieber eine Frau aus der Türkei, die dann meist auch gering gebildet ist. Sie ziehen nicht aus ihren Vierteln weg. 45 Prozent der jungen Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen aus dieser Gruppe tauchen nie auf dem Arbeitsmarkt auf. Das ist ein gesellschaftliches Problem nicht nur, weil da viel Potenzial verloren geht, sondern weil in diesen Familien auch eher traditionalistische Geschlechterrollenbilder reproduziert werden. Höhere Bildungsabschlüsse, idealerweise in Kombination mit einer guten Versorgung an KiTa-Plätzen, führen dagegen dazu, dass Gleichberechtigung nicht nur eher für richtig und wichtig befunden, sondern auch gelebt wird – auch von den Männern. Je höher der Bildungsgrad, umso überzeugter werden auch andere demokratische Errungenschaften wie die Trennung von Staat und Religion und die Toleranz gegenüber anderen Religionen vertreten. Ein großer Teil der türkei-

stämmigen Familien der zweiten Generation in Deutschland lebt von einem Arbeitergehalt, in den anderen Ländern sind es eher zwei Ingenieursgehälter. Ja, damit habe ich alle Möglichkeiten.

hlz: *Vorausgesetzt der soziale Aufstieg gelingt: Inwieweit ist dabei unser nach wie vor gegliedertes Schulsystem der Hemmschuh?*

Jens Schneider: Ja, es ist schade, dass die Primarschule in Hamburg gescheitert ist. Allerdings gehen in Holland zum Beispiel die Kinder acht Jahre gemeinsam zur Grundschule und die Debatte ist, dass zu früh selektiert wird! Also da hinken wir sowieso extrem hinterher. Es wäre also eher eine Debatte angezeigt, ob nicht die strikte Trennung von Grund- und weiterführenden Schulen und die zumindest im Kopf ja immer noch vorherrschende Dreigliedrigkeit grundsätzlich überdacht werden müssten. Was ja immerhin erreicht wurde, ist, dass wir neben dem Gymnasium nur noch die Stadtteilschulen mit eigenen Oberstufen haben, so dass man heute an jeder weiterführenden Schule in Hamburg Abitur machen kann. Und es bleibt zu hoffen, dass die Übergänge in die Oberstufe so gestaltet werden, dass soziale Ungleichheiten eher kompensiert als vertieft werden.

hlz: *Ich danke Ihnen für das Gespräch.*

Das Interview führte
JOACHIM GEFFERS

ANZEIGE

Segel- & Surfschule am Binnensee

OSTSEE
Kafamarschule

Seebrücke

Segel- und Surfschule

Komplettangebote für Klassenfahrten Klasse 5-13

Axel Malicke · Eichholzweg · 23774 Heiligenhafen · Tel. 0 43 62 - 14 41
www.segelschule-malicke.de · info@segelschule-malicke.de